

Unterhaltungs-Blatt.

Erscheint wöchentlich einmal als unentgeltliche Beilage der „Ostpreussischen Presse“ und deren Separatabdrücken.



Verlag und Rotationsdruck der Gruenauerschen Buchdruckerei Otto Grunwald. Verantwortl. Redakteur J. Singer, Bromberg.

Bromberg, Donnerstag, den 28. August 1902.

(Nachdruck verboten.)

Idealisten.

Roman von S. E. Lange.

(Fortsetzung.)

„Wohin?“ fragte Marianne endlich.

„Wo es still ist, mein Lieb!“

„Hier im Zentrum Berlins und im Trubel des Weihnachtsmarktes?“

Eine Droschke fuhr gemächlich an ihnen vorbei. Der junge Mann winkte dem Kutscher anzuhalten. „Nach Charlottenburg!“ befahl er kurz und half auch schon dem jungen Mädchen in den Wagen.

„Die Straßenummer thut wohl nichts zur Sache, wat?“ fragte der biedere Kosseliker und grinste sie verschmigt an. „Und die Fenstern feste zu, he?“

Die Pferde zogen an; in schnellem Tempo ging's am Wasser entlang, dann durch die Dorotheenstraße, die Linden. Dann und wann huschte ein zitterndes Licht durch den kleinen Raum, wenn sie an elektrischen Lampen der Hotels und der Geschäftshäuser oder an einem andern erleuchteten Gefährt vorbeifuhren. Ein unaufhörliches Gebrause, flutend und ebbend, umwogte sie; wie in einer großen Muschel, an die die Meereswellen anschlagen, aber deren Inneres nicht berühren, so fühlten sich die beiden Menschen, und mit keinem Wort unterbrachen sie die Stille, die in ihrer kleinen Zufluchtsstätte herrschte. Jenseits des Brandenburger Thors wurde es mit einem Schläge anders. Die Stille und Dunkelheit des Thiergartens umfing sie. Nur ein schwaches Wispern und Rauschen statt des dumpfen Getöses der Straßen; in großen Abständen zu beiden Seiten der Chaussee eine Laterne.

„Wir beiden einsamen Menschenkinder müssen hinaus auf die Landstraße, wenn wir uns sagen wollen, daß wir uns gut find,“ sagte Hans Förster endlich; er ließ das Fenster an seiner Seite herunter, und die frische Winterluft wehte über ihre heißen Gesichter hin.

„Ich möchte mit Dir über ein einsames Feld gehen, wo der Schnee unter unsern Füßen knirscht und der Mond vor uns hereilt.“

„Ja, wandern,“ stimmte Marianne ein, „und statt dessen steckst Du uns in eine enge Droschke!“

„'s is besser so for die Stiebeln!“ Klang der dröhnende Bierbaß des Kutschers dazwischen. Sie lachten beide laut und übermüthig recht wie zwei Kinder, das ernste sechsundzwanzigjährige Mädchen und der volle fünf Jahre ältere Mann. Das Fenster wurde wieder geschlossen.

„Siehst Du, mein Schatz, das war die Prosa des Lebens!“ Und nun hob ein glückseliges Geflüster an; was sie seit Wochen zu verbergen bemüht gewesen, das brach sich nun Bahn, und jede Schleuse öffnete sich in dem Bewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe.

„Ich liebte Dich schon, Marianne, als ich Deinen Namen noch nicht kannte, als ich Dich nur aus der Ferne beobachtete.“

„Und als Du mich zuerst sprachst, fandst Du mich garstig, stachelig. . .“

„Nein, gerade so wie Du bist, schlau und frisch, keck und kurz angebunden, so lieb ich Dich,“ und seine Küsse besiegelten das Geständniß.

Schulter an Schulter geschmiegt, so fühlten sie, daß ein Band sie umschlang, fester, inniger als alle Bände des Blutes; daß sie sich die Nächsten waren — einer dem andern — auf der weiten Welt.

„Weißt Du auch, daß es ein dornenvoller Weg ist, den Du mit mir gehen sollst, mein liebes Mädchen? Das Leben des Dichters, der noch schwer um die Anerkennung der Menge zu ringen hat, birgt viele Enttäuschungen und bittere Sorgen für die, welche an sein schwankendes Schicksal gebunden sind. Aber getrost, Liebste, mein Weg führt zur Höhe.“

Als ob er ihr das zu versichern brauchte, dem Mädchen, das ihn liebte!

Marianne erzählte ihm, daß sie alles kannte, was er geschrieben; daß sie an seinen Beruf glaube, und daß sie das Beste, woran er eben schrieb, das ihn so glücklich mache, vor der Aufführung lesen müsse, damit sie sich nicht erst vom Schauspieler enthüllen lassen müßte, was ihr Geliebter gedacht.

Gewiß würde er ihr das Schauspiel geben; wem er wohl lieber die innerste Seele öffne als der Frau, der seine Liebe gehörte!

Und sie vergaßen Zeit und Ort bei diesem ersten trauten Beisammensein, nachdem die Schranken des Fremdseins gefallen waren.

Kein Gedanke an die praktische Gestaltung dieses leidenschaftlich geschlossenen Bundes stieg in Mariannens Geiste auf; alles, alles würde die Zukunft bringen, dieser Abend gehörte dem reinen, von den Erwägungen des Verstandes ungetrübbten Glücke. Auch der Mann wog und grübelte nicht; der Rausch des Augenblicks hatte sie beide übermächtig erfaßt.

Sie fuhren wie aus einem Traume auf, als der Wagen auf der Kurfürstenbrücke hielt und gleich darauf der Schlag geöffnet wurde.

„Jetzt wollte man fragen,“ ließ sich der biedere Droschkenkutscher vernehmen, „ob de Herrschaften von die Spazierfahrt genug haben; sonst könnten wir ja zur Abwechslung nach Treptow rausmachen.“

„Nein, nein, sie würden hier aussteigen,“ erklärte Marianne.

„Sechs Märker kost' det Verjniegen,“ kam der praktische Weißbierphilister einer darauf bezüglichen Frage zuvor. Er hatte mit Liebespaaren Erfahrung und wußte, daß man diese Sorte von Menschen auf die Erledigung derartiger trockener Geschäftsfragen mit der Nase stoßen muß. Als er dann aber ein leidhaftiges Behnmarkstück in seiner Hand blitzen sah, und der Herr, als er zögernd in die Tasche griff, ungeduldig abwinkte, da ging ein verschmitztes Schmunzeln über sein breites Gesicht. „Ja, so'n neujebadener Bräut'jam is doch de nobelste Menschenrasse, und det hier war janz wat Feines, det war sogar wat Scheniales!“

Als Hans Förster Mariannens Arm wieder durch den seinen zog, wendete ein vorbeigehender Herr im Pelz den Kopf nach ihnen und blieb wie in plötzlichem Erkennen stehen.

„Du, Marianne?“ Der Blick, der von ihr zu ihrem Begleiter wanderte und vom ihm wieder zu ihr zurück, spiegelte eine schreckhafte Ueberraschung wider.

Es folgte keine Vorstellung, die beiden Herren kannten sich bereits oberflächlich. Dann hat Förster um die Ehre, morgen dem Herrn Rechtsanwalt seinen Besuch machen zu dürfen und stellte ihm Marianne als seine Braut vor.

Der Rechtsanwalt neigte mit ernster Höflichkeit zur Bejahung den Kopf; eine seltsame Starrheit lag über seinen Mienen, als wenn er gewaltsam etwas niederzwingen müßte, was qualvoll in ihm aufstieg. Sein: „Ich erwarte Sie, Herr Förster“, klang fast kalt. Sie wechselten noch ein paar formell abgemessene Redensarten, und dann gingen die drei nach verschiedenen Richtungen auseinander.

Marianne und Förster gingen stumm nebeneinander. Eine scheue Befangenheit war über das Mädchen gekommen. Sie fühlte sich kalt angeweht von diesem ersten Glückwunsch.

Vor Mariannens Wohnung nahmen sie kurzen Abschied. „Auf morgen, Liebste!“

Marianne schloß die Thür auf; im Korridor, der sonst durch ein an der Wand angebrachtes Lämpchen erleuchtet wurde, war es noch dunkel. Sie tappte sich zur Wohnstube; dort wieder das magische Licht der von dem rosa Schirm verhüllten Lampe, das Lena so liebte und auf Marianne in diesem Augenblick förmlich beklemmend wirkte. Aus dem Sofa erhob sich Lena in ihrer müden Weise.

„Der Thee ist kalt geworden; wo bist Du nur so schrecklich lange geblieben?“

„Daß nur den Thee, wo er ist“, sagte Marianne und schlang den Arm um die schwächliche Schulter der Schwester. „Du mußt mich erst hören.“

Lena öffnete die Augen weit und angstvoll, als müsse trotz Mariannens lächelndem Gesicht etwas Entsetzliches kommen. Sie ließ sich willenlos wieder auf das Sofa ziehen und duldete stumm die Zärtlichkeit der Schwester, die ihr immer wieder den weichen blonden Scheitel streichelte.

„Du hast Dich —“

„Hör zu, Kleines. Hans Förster hat mich lieb, ja denk Dir, ich soll seine Frau werden, Lena, und ich wills gern, denn ich lieb ihn auch mehr als mein Leben. Wir werden uns ein Heim gründen, ein kleines, bescheidenes Nestchen, und da sollst auch Du, mein kleines Vögeltchen, hinein, und sollst gesund und kräftig werden und die Flügel regen lernen; denn was Dir bisher fehlte, das war die warme Luft des eigenen, sicheren Heims, und das werden wir jetzt wieder haben. Lena, Lena, was machst Du?“

Das junge Mädchen hatte sich aus der Umarmung der Schwester losgemacht; die blauen angstvollen Augen hatten sich mit Thränen gefüllt, und ein lautloses heftiges Schluchzen schüttelte jetzt den zarten Körper.

„Lena, Du weinst! Das ist Dein Glückwunsch!“

„In ein Nest gehören zwei“, stieß sie mühsam hervor, „und mich flügelahmen Vogel könnt Ihr Kraftvollen nicht brauchen.“

Marianne wich erschreckt zurück; wie eine kalte Hand hatte es sich auf ihre hochgespannten Empfindungen gelegt. Daß der Tag so ausklingen mußte!

In die Sofaede gepreßt, schluchzte Lena, als sollte das Herz ihr brechen. „Das ist der zweite Glückwunsch, gleich in Musik gesetzt“, dachte Marianne bitter und wanderte mit bleichem Gesicht und zusammengepreßten Rippen durch den Raum. Ueber sich hörte sie die elastischen Schritte des Geliebten. Sie hielt lauschend in der eigenen Wanderung inne. „O Du“, dachte sie schmerzvoll, „Dein Flug geht zur Höhe. Frei und leicht muß auch Deine Genossin sein; Du hast nicht bedacht, daß mir die Flügel gebunden sind.“

V.

Wohlgemuth machte sich Hans Förster am Nachmittag des folgenden Tages auf den Weg zu dem Rechtsanwalt Gabriel. Er lächelte vor sich hin, als er an die fast erschrockene Miene dachte, die der sonst so liebenswürdige Mann aufgesteckt hatte bei der Nachricht von der so formlos, ohne Anberaumung irgend welchen Familienrathes erfolgten Verlobung. Das ging ihm entschieden an die väterlichen Gefinnungen, die er für Marianne als ehemaliger Vormund noch übrig behalten hatte. Du liebe Zeit, der würdige Herr dachte über solchen Akt ein wenig anders. Welche Anzahl kluger Erwägungen würden ihn in einem solchen Falle wohl beherrschen.

Nun, jedenfalls würde er sich ganz gründlich nach Namen, Stand und Art, nach Haus und Heim erkundigen, ehe er seinen Segen zu dem gewichtigen Unternehmen geben würde. Er dachte vielleicht auch wie sein Pastor in Schönholz — ein Dichter, ganz schön, jawohl, wenn man nebenher was Gediegenes ist; so ist es eine windige Sache.

Wie herrlich, daß sie beide frei waren! Daß sie, die sich an den Augen erkannt hatten, die für einander Geschaffenen, sich angehören durften, ohne Grübeln, ohne Wägen, ohne Zwischenspruch von anderer Seite für das ganze schöne Leben. Ein stolz freudiger Zug lag auf seinem Gesicht, die frohe Sicherheit des Sanguinikers, dem die Sonne immer scheint, als er das Gabriel'sche Haus betrat. Das Hausmädchen öffnete ihm auf sein Klingeln und führte ihn in den Salon. Ein dünnes Klavierpiel tönte ihm von dort entgegen, so ein rührend abgehacktes, holpriges, daß er unwillkürlich lächeln mußte. Das ist, in Töne übersetzt, die Liebeserklärung eines Stotterers, dachte er, während er eintrat und das schöne, mühsam aus den Tasten herausgelockte Lied: „Ich wollt', meine Liebe ergösse sich“, jäh auseinanderriß.

Fräulein Minna Gabriel erhob sich mit einem zarten Erröthen von dem Platz vor dem Klavier und ging dem Besucher entgegen, der sich in seiner ungezwungenen Manier vorstellte und dann die Unterhaltung gleich an dem eben belauschten Klavierpiel anknüpfen ließ.

„Gnädiges Fräulein sind auch eine Verehrerin der holden Frau Musica?“

„Ach ja, eine sehr große-sogar,“ erwiderte Fräulein Minna etwas verschämt, „die Musica ist eine so liebe Gefährtin, der ich mich in stillen Stunden — ganz für mich allein — zu widmen pflege. Es ist etwas so Angenehmes, sich die graue Alltäglichkeit ein wenig mit dem poetischen Schimmer der Kunst zu verklären, nicht wahr?“

Förster hätte über diese gefühlvolle Auseinandersetzung, die ihm eine ganz verrückte Mischung von Naivität und unbewußter Arroganz erschien, beinahe schallend losgelacht; aber zur rechten Zeit begann er sich noch, daß es in gegenwärtigem Moment seine Aufgabe war, sich mit allen Bewohnern dieses Hauses in das

möglichst beste Einvernehmen zu setzen; darum bezwang er sich und sagte vollkommen ernst, während nur ein kleines Zucken um die Mundwinkel seine innerliche Heiterkeit verrieth:

„Da haben gnädiges Fräulein ganz recht! Und etwas Liebes muß der Mensch für das Herz haben. Darf ich jetzt zu dem Zweck meines Besuches übergehen?“ Er räusperte sich wie in einer ihn plötzlich überfallenden Verlegenheit, fuhr dann aber gleich darauf in dem alten munteren Tone fort: „Fräulein Marianne v. Eichholz und ich sind seit Oktober Hausgenossen; der Zufall vermittelte unsere nähere Bekanntschaft. Als Freundin dieser liebenswürdigen jungen Dame werden Sie es begreiflich finden, daß ich seitdem keinen höheren Wunsch kenne, dieselbe häufiger wiederzusehen, nicht nur auf der Straße, wie es bisher geschah, sondern auch im Rahmen jener Häuslichkeit, die Fräulein Marianne in so bewunderungswürdiger Weise das Elternhaus ersetzt.“

Fräulein Minnas grenzenlose Ueberraschung bei dieser Eröffnung spiegelte sich deutlich in ihren erregten Mienen wider; daß es eine freudige war, verrieth das Glänzen der Augen.

„Ei sieh, ei sieh, diese verschwiegene Marianne! Noch keine Ahnung hatte ich von dem, was sich begeben. Das soll sie mir aber abbiten, diese kleine Heuchlerin!“

„Zürnen Sie ihr nicht, daß sie über diese Herzensangelegenheit geschwiegen, so lange ich meine Werbung noch nicht an gebührender Stelle — bei dem ehemaligen Vormunde und väterlichen Freunde — angebracht hatte,“ sagte Hans Förster in sehr ehrbarem, beinahe salbungsvollem Tone, hinter dem niemand den Schalk vermuthet hätte, der ihm im Nacken saß, „darf ich jetzt hoffen, Ihren Herrn Bruder in vertraulicher Unterredung sprechen zu können?“

„Gewiß, gewiß,“ nickte eifrig das alte Fräulein, deren innere Erregung sich darin äußerte, daß sie in ganz unmotivirter Weise zwischen den Notenheften umherschob und an dem Klavierstuhl rückte, „ich eile, ihn hinüber zu rufen, die Sprechstunde muß ja ohnehin zu Ende sein.“

Als Fräulein Gabriel den Kopf zur Thür des Büreaus hineinsteckte, saß der Rechtsanwalt noch immer in derselben tiefnachdenklichen Haltung, in welche er gesunken war, als sich die Thür hinter dem letzten Klienten dieses Nachmittags geschlossen hatte. Die Sprechstunde war vorüber, lautlose Stille herrschte in dem großen, schmucklosen Raume, der seinem Charakter gemäß von geschäftsmäßiger Nüchternheit war. Die gardinenlosen Fenster waren durch Holzläden verwahrt; eine Schirmlampe verbreitete über dem Schreibpult milde Helle, während sie den übrigen Raum in Dämmerung ließ. Hohe, mit Akten gefüllte Regale nahmen die Wände ein, deren einzige Unterbrechung ein einfaches, braunes Ledersofa bildete. Durch die offenstehende Thür blickte man in das Nebenzimmer, in dem zwei Schreiber mit gesenkten Köpfen ihrer Thätigkeit oblagen; auch hier — bis auf das Krizeln der emsig gleitenden Federn und das Blättern in Aktenbogen — lautlose Stille.

Wie Gabriel so dasaß, den Kopf in die Hand gestützt, während die Lampe seine blassen, etwas schlaffen Züge deutlich beleuchtete, machte er den Eindruck eines Mannes, dem plötzlich irgend ein Ereigniß die Schwungkraft genommen hat, die ihn sonst über die graue Alltagsauffassung seiner Berufspflichten hinausjohob und ihn von der reinen Höhe des Menschenfreundes aus ihre idealen Seiten finden ließ. War der Fall, der ihm da soeben vorgetragen worden, nicht wie eine Antwort auf all die bangen Fragen, die ihn eine lange, schlaflose Nacht hindurch gequält hatten?

Zwei Menschen, die sich in heißer, jäh auslodender Liebe zusammengefunden hatten — ohne Wägen, Ueberlegen; er — ein Ingenieur seines Reichens, ein Genie voll Ehrgeiz und Schaffens-

lust, aber ohne einen Heller Vermögen; — sie ein armes, aber vornehmes Mädchen ohne praktischen Fond, aber voll der schönsten Illusionen. Die ehrgeizigen, kühnen Hoffnungen, auf welche diese Hoffnungen, auf welche diese Ehe sich gründete, verwirklichte sich nicht; er litt Schiffbruch mit seiner Idee, an welche er sein alles gesetzt hatte. Der Mißerfolg entmuthigte ihn so tief, daß er sich lange nicht zu neuem Schaffen aufraffen konnte; ein neuer Mißerfolg und Enttäuschung und Verbitterung führten ihn allmählich dahin, wo oftmals verkannte Genies zu enden pflegen: in den berausenden Giften des Alkohols suchte er Trost für das Unrecht, das die Welt ihm anthat; für eine geregelte Thätigkeit, Unterordnung in anderer Leute Willen war ein Mann wie er eben nicht zugeschnitten. Und an der gemeinen Sorge um die Existenz ging das einst so himmelhochjauchzende Glück dieser Ehe zu Grunde, und um der gemeinsten Motive willen: Trunksucht und Unfähigkeit des Mannes, seine Familie zu ernähren, strengte die nervös überreizte Frau, die ihm da vorhin gegenübergeessen hatte, die Scheidungsklage gegen denselben Menschen an, dem sie sich einst aus idealster Liebe zu eigen gegeben hatte.

Konnte ein ähnliches Schicksal nicht Marianne erwarten? Ein Schriftsteller — ein Talent ohne Frage. Das wenige, was er bisher von ihm gelesen — eine Novelle in einer Zeitschrift modernster Richtung — war nicht ohne Eindruck auf ihn geblieben, und wohlwollende Gemüther konnten ihm wohl daraus prophezeien, was man für Leute seines Schlages unter „Zukunft“ versteht.

Aber ach, auf wie unsicheren Füßen stehen gerade eines Schriftstellers Zukunftsaussichten, bevor es ihm gelungen ist, sich eine so feste Position zu schaffen, aus der ihn nichts und niemand mehr hinauszuerwerfen vermag, bevor das Publikum nicht alles, was er bietet, fraglos, skrupellos, mit gläubiger Bewunderung hinnimmt, weil es gut sein muß, da er es geschrieben; da können tausend Zufälligkeiten sein Schicksal ungünstig beeinflussen. An Verlegerlaunen und den unberechenbaren Stimmungen eines Theaterpublikums litt schon manches, zu den schönsten Hoffnungen berechtigendes Talent kläglich Schiffbruch.

Solchen Zufälligkeiten sollte Marianne preisgegeben werden, das Schicksal seiner geliebten Marianne! Er sprach den Namen, sich selbst unbewußt, laut vor sich hin; aber beim Klang der eigenen Stimme fuhr er erschreckend zusammen. Welch bittere Ironie des Schicksals!

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Schuldig?

Erzählung von Werner von Raven.

Durch den alterthümlichen Schloßpark schritt tänzelnd und lachend der junge Tag. Er griff mit seinen Dichtarmen hinein in die grüne Flut und streute einen Sprühregen von Sonnenfunken über die vollsatten Wiesen, welche sich im Schatten der uralten Platanen, Eichen und Buchen hindehnten. Hier schwang nicht der Nutzen seine Sensen. Sie zeigten noch die ganze schöne Verwilderung des Kokoko, dessen vom Zeitsturm verwehte Spuren in den etwas windschiefen, von Epheu und Clematis umspinnenen Urnen und Bildwerken erhalten blieben. Der Schloßpark war königlicher Besitz und eine von den weniger frequentirten Erholungsstätten der Weltstadtbewohner. Fernab brauste der Lebensstrom vorüber, hier und da ein Fladern und Klimmern von vergoldeten Thurmspitzen aus dem Nebel, und über verschlungenen Parkwegen wob die Einsamkeit. Ein Rauschen und Raunen in den kaum bewegten Baumkronen wie vor Jahrhunderten, die Luft klar und mild und rein wie vom Werdehauch des Lebens durchweht, und über dem allen ein stiller, schöner Gottesfrieden . . .

Plötzlich schallten Schritte und Stimmen den verlassenem Waldweg herauf und aus dichtem, ihn verdeckenden Buschwerk hervor trat ein junges Menschenpaar, dem Liebe und Frohsinn hierher das Geleit hätten geben sollen. Dem war jedoch nicht so. Ihre Blicke gingen scheu nach allen Seiten. Sie sprachen in leidenschaftlicher Erregung und doch mit jener Dämpfung der Stimme, wie nur die Furcht es thut.

„Um Deiner Liebe willen, rette mich, Marie!“ flehte er. „Du kannst es, mit einem Worte. Sage, daß wir gestern nach dem Verlassen des Gartens zusammen geblieben sind, uns erst vor Deiner Hausthür getrennt haben, und alles ist gut. Ich darf wieder frei athmen und des Lebens mich freuen, über dem es jetzt so dunkel und dumpf liegt — Zellenluft. Man wird nicht sagen Todtschlag, man wird sagen Mord!“ Sie zuckte zusammen. „Und dann? Und dann?“ Seine bleichen Rippen bebten. In seinen Augen lag ein flackerndes Licht. Wie er da ihren Arm drückte! Auch das war ein stummes Flehen um Gnade, um Erbarmen. „Auf Dein Zeugniß allein kommt es an,“ fuhr er überredend fort. „Niemand kann es widerlegen. Hartwigs Mund ist stumm, und die Anderen haben mich nur undeutlich gesehen. Es war Nacht . . .“

„Aber doch gesehen,“ warf sie, an dieses eine Wort sich anhammernd, ein. Und wie, wenn doch der eine oder andere —“

„Nein, nein, nein,“ wehrte er das energisch ab. „Noch ehe sie hinzukamen, war mir das Seltsame meiner Lage zum Bewußtsein gekommen. Meine langjährige Feindschaft mit Hartwig, der vorausgegangene Streit im Biergarten, über dem wir uns dann auch entzweiten und im Zorn auseinander gingen; ich nun über den von fremder Hand Gefallenen gebeugt, von seinem hervorquellenden Blute besleckt — es war genug, um mich schuldig zu sprechen. Diesen Erwägungen hielt mein Unschuldsgesühl nicht Stand und ich floh, unbekümmert wohin. Es gelang mir auch, zu entkommen. Vorläufig wußte und weiß niemand von mir. Aber die Indicien! Man wird darauf kommen. Heute sind schon alle Zeitungen voll von dem Mord auf offener Straße. Es werden Befundungen gemacht werden, die auf mich als den muthmaßlichen Thäter hinweisen. Ich werde verhaftet werden. Und so gab ich noch gestern Nacht die paar flüchtigen Bleistiftzeilen an Dich auf, die Dich beschworen, heut früh hierherzukommen. Niemand weiß von unserer Begegnung, von unserem heimlichen Einverständnis. Wir dürfen aber unser Zusammensein nicht lange ausdehnen. Darum sage ja, und ich kann, im Vertrauen auf Dein Zeugniß, mit Ruhe der Weiterentwicklung der Dinge entgegensehen. Sage nein, und ich bin vernichtet!“

„O Gott, mein Gott!“ jammerte Marie mit ihren Thränen kämpfend. „Ernst, Ernst, was verlangst Du von mir! Ich soll etwas Unwahres bekunden, vor Gericht, soll es beschwören, mein Gewissen mit einem falschen Eide belasten. Und dann die beständige Furcht vor Entdeckung. Meineid wird mit Zuchthaus bestraft. Glaubst Du denn, daß aus einem solchen Bunde uns Segen erblühen kann und Freude und Glück? Nein, wir würden vor einander zittern, einander belauern, fürchten, vielleicht gar würdest Du mich hassen, weil ich um Dein Geheimniß weiß.“

„Wo denkst Du hin!“ Seine Miene war finster; seine Stimme klang rauh. „Ich würde darin nur einen neuen Beweis Deiner so oft behaupteten Liebe erblicken, Dich segnen und es Dir ewig danken, daß Du mich unter eigener Gefahr von einem so schweren Verdacht, um nicht zu sagen Verbrechen, befreit hast, an dem ich doch ganz unschuldig bin.“ Nach einer Pause angstvollen Schweigens beiderseits: „Oder — glaubst Du an meine Unschuld nicht? Hältst Du mich für den Thäter?“

„Nein, um Gott nicht!“ rang es sich ihr schwer von den Lippen. „Das nicht — aber —“

„Du willst nicht?“

„Ich — kann nicht, Ernst . . .“

„Und wirfst mich zu den Todten, zu den Ehrlosen — Du!“ Mit einem Ruck machte er sich frei. Ein Beben lief durch seine Gestalt. Sein Blick war vernichtend.

„Du hast mich nie geliebt!“

„Nie geliebt? Ernst, kannst Du das mit reinem Gewissen sagen?“ fragte sie vorwurfsvoll. „Eben weil ich Dich liebe —“

„Giebst Du mich preis,“ erwiderte er bitter. „Du bist angeblich von meiner Unschuld überzeugt und hast nicht den Muth, das öffentlich zu bekunden.“

„An jedem Ort und jeden Augenblick“, betheuerte Marie.

„Nun, und was ist das anders, was ich von Dir verlange, als eine Befundung meiner Unschuld in einer so positiven Form, die jeden weiteren Zweifel aufhebt und allen Nachforschungen ein Ziel setzt. Zunächst kommst Du ja auch gar nicht zum Schwur, und wer weiß, ob Deine Befundung vor dem Untersuchungsrichter allein nicht genügt, um mich außer Verfolgung zu setzen. Man folgt um so eifriger anderen Spuren, findet so den Schuldigen, und wir sind von dem Bann erlöst, der so lange auf uns lastete.“

Mariens Widerstand begann nachzulassen. Sie machte noch einige schüchterne Einwendungen, die er widerlegte. Noch einmal begann er mit glühenden Farben auszumalen, welche schweren Folgen es für ihn und für sie nach sich ziehen würde, wenn sie ihm nicht helfe, nachzuweisen, daß er zur Zeit der That anderswo gewesen sei. Ehre und Freiheit waren dann dahin und Beider Lebensglück vernichtet; denn, als Verbrecher gebrandmarkt, würde er nie daran denken können, seine Hand ihr zu bieten, sie zu heiraten. Er würde dann gezwungen sein, unter einem falschen Namen im fernen Auslande zu leben. Würde aber Ueberlegung angenommen, dann war sein Leben verwirrt, dann büßte er die Schuld eines Andern mit dem Tode. Würde sie dieses Kreuz auf sich nehmen und es tragen können, wo ein Wort von ihr genügt hätte, um ihn schuldlos zu machen?

Marie war ergriffen, erschüttert. Sie kämpfte einen schweren Kampf mit sich selbst, mit jenem unbekanntem Dämon, der jedem Menschen inne wohnt und der ihn immer drängt, die Wahrheit zu sagen. Sie hat um Bedenkzeit. Er konnte ihr keine lassen. Die nächste Stunde schon konnte sein Schicksal entscheiden. Und er mußte wissen, wie er seine Aussage einzurichten habe. Er tappte man ihn auf einer Lüge, dann verschlimmerte das seine Lage bedenklich. Man glaubte ihm überhaupt nicht mehr. Endlich mit Bitten und Küßen und Drohungen entriß er ihren Lippen das Ja, und dann stürmte er fort, um ihr keine Zeit mehr zu lassen zur Ueberlegung, zum Widerruf.

Gebrochen schwankte Marie noch eine Zeit lang zwischen den Büschen hin. Dann kehrte auch sie, auf einem anderen Wege, nach der Stadt zurück. Sie war hierher geeilt in der frohen Aussicht auf eine Versöhnung wegen des gestrigen Streites; sie glaubte, nur Reue habe Ernst getrieben, sie um die heutige Begegnung zu bestürmen, und nun brach ganz unvorbereitet diese Katastrophe über sie herein.

Sie hatte gestern Abend ein Konzertlokal aufgesucht. Das Unglück führte sie in die Nähe jenes Hartwig, mit dem Ernst seit langem verfeindet war. Angeblich beleidigende Blicke, die Hartwig auf Marien gerichtet hatte, führten zum Streit, der sich, da beide des Lokals verwiesen wurden, auf die Straße hinaus fortsetzte. Marie hatte es an Warnungen und Bitten, sich anderswo hinzusetzen oder das Lokal zu verlassen, nicht fehlen lassen. Ernst war dazu nicht zu bewegen gewesen. Sie selbst hatte keine sie beleidigenden Blicke bemerkt, was sie auch sagte. Darüber kam es dann zwischen ihnen selbst noch zum Streit, und Ernst stürmte fort, um sie allein nach Haus gehen zu lassen. Er ist, ohne Absicht, seinem Gegner gefolgt, hört seinen Hülfeschrei, bekämpft seinen Widerwillen und eilt hinzu. Er findet einen Sterbenden.

Ein trunkener Rowdy hat ihn angerempelt und, als er sich das verbeten, nach ihm gestochen. Andere Menschen eilen herbei, und Ernst flieht aus Furcht, für den Thäter gehalten zu werden. Das war der Hergang, wie er ihn berichtete.

Und kaum hat er sie verlassen, da bricht die Angst und Noth aus ihrem Innern hervor. Wenn es nun anders gewesen? Er hatte ihr vorgeworfen, mit Hartwig, den sie nur vom Ansehen kannte, im geheimen Einverständnis zu sein, diese Begegnung herbeigeführt zu haben, und anderes mehr, was seine Wuth und seine Eifersucht ihm eingaben. Wenn er nun jenem nachgerannt war, wenn er ihn angerempelt und gestochen hatte, den verhassten Gegner, in dem er jetzt auch seinen begünstigten Nebenbuhler sah?! Zwar schalt er sich heut selbst einen Narren, solchen albernen Gedanken Ausdruck gegeben zu haben. Aber zwischen heut und gestern lag die Nacht. Er gestand zu, nicht geschlafen zu haben. Er hatte also vollauf Zeit zu ruhiger Nachprüfung und Ueberlegung. So schmiedete er den Plan zu seinem Miß, und nun hatte er ihre Mitwirkung bei demselben abgeschmeichelt und abgetrozt. Wenn es so war? Von diesen ersten Zweifeln stürzte Marie zu anderen fort. War er schuldig? Und wenn er es war, hatte sie dann nicht die heilige Pflicht, das ihr entrungene Ja zu brechen und seine Schuld offenbar zu machen? Aus diesen Wirrnissen kam sie, das liebende Weib, nicht mehr heraus. Sie hörte von seiner Verhaftung und zitterte nun dem Augenblick entgegen, wo sie ihr Zeugniß abgeben sollte, das Zeugniß, an welchem sein Schicksal, an welchem sein Leben hing. Welche Stunden, welche Tage, welche Nächte! Alles das zerrann in einem schwarzen Flor, der sich nun um ihre Sinne legte. Sie versiel in ein heftiges Nervenfieber . . .

Erwacht — zum Licht, zum Leben! Ob aber auch zur Jugend, zum Glück? Er kniet vor ihr und hält sie umfassen. Da strömt ihr alles Vergangene wieder zu. Sie sagt nichts, aber ihre Augen enthalten eine stumme bange Frage: „Schuldig?“ Er versteht sie. Nein, er ist es nicht. Der Schuldige ist längst entdeckt und erleidet jetzt seine Strafe. Ernst ist frei. Es hat ihres Zeugnißes nicht bedurft. Wie hat er um ihr Leben gebangt! Und als er nicht mehr hoffen durfte, hatte er nur einen lichten Augenblick von Gott erfleht, um ihr sagen zu können, daß seine Unschuld erwiesen worden; denn im Fieber hat sie es verrathen, was sie in diese Nacht gestürzt hat, die schreckliche Seelenfolter, der sie fast erlegen war. Seine Worte senken sich ihr wie Balsam ins wunde Herz. Jetzt weiß sie es, sie wird genesen

Durch den alterthümlichen Schlosspark schreitet müde der Abend. Seine Lichtarme greifen durch das goldbraune Laub und schütten es wie einen Goldregen auf den Weg, welchen ein junges Liebespaar schweigend entlang wandelt — dem Glück entgegen.

(Nachdruck verboten.)

Jutta.

Roman von Ella Lindner.

I.

Frühling war's! Frau Sonne hatte mit ihren Strahlenhänden die dicken Schneewolken vom Himmel weggefegt und schaute nun lächelnd auf die Erde herab, die sich allgemach den Winterschlaf aus den verträumten Augen rieb und ihr lichtgrünes Benzgewand mit der ersten Blüthen zu schmücken begann. Blauveilchen erwachte hinter der Hecke und nickte den gelben Schlüsselblumen einen vergnügten Gruß zu, am Bache leuchtete des Feigwurz schimmerndes Köpfschen aus dichtem Blättergewirr, und Maßlieb schlüpfte behend in sein rothes Röckchen. Und die Sonne sah es und tupfte mit ihrem Goldfinger zärtlich auf Maß-

liebs weißes Mützel und rückte es sorgfältig zurück, denn ganz in der Eile hatte man es aufgestülpt, und weidlich schief saß es darum in den Locken. Aber was thats? Es war ja Frühling! Frühling!

„Ach Gott ja, Frühling!“ seufzte Grete Müller und stellte einen dicken, duftenden Veilchenstrauch in Juttas Wasserglas. „Wenn man Dir den Frühling nicht bringt, merkst Du in diesem gräßlichen Loch nichts davon. Schauderhaft ist Deine Bude!“

„Das habt Ihr mir schon in allen möglichen und unmöglichen Tonarten vorgefungen,“ sagte Jutta, vor einem halbgefüllten Koffer knieend.

„Gal aber leider nicht das mindeste geholfen. Es ist wahrhaftig ein Trauerspiel. Ein Glück nur, daß Du jetzt fort mußt. Freiwillig wärst Du jedenfalls nie herausgegangen.“

„Wenn ich genug Geld für eine bessere Wohnung gehabt hätte — sicher.“

„Bei uns wäre ausreichend Platz gewesen, Schatzel. Aber Du —“

„Daß gut sein, Grete! Ich kann nun einmal keine Almosen nehmen — nein, unterbrich mich nicht — ich weiß schon. Ihr seid ja alle rührend gut zu mir, aber siehst Du, aus Eurer Güte klingt immer und immer das Mitleid — und ich will kein Mitleid! Ich will nicht bedauert sein!“

Sie sprang auf und strich mit einer schnellen, erregten Bewegung die kastanienbraunen Locken aus der Stirn.

„Aber Jutta!“ Die kleine Grete war ordentlich erschrocken. „Wir wollten Dich ja nie verletzen —“ schmeichelnd legte sie die Arme um der Freundin Schulter — „wir haben Dich doch alle viel zu lieb dazu. Nur weil es uns so leid that — und wenn Du etwas weniger stolz sein würdest —“

„Das kann ich nicht!“ Jutta löste sich hastig aus Gretes Umschlingung und trat an das einzige Fenster des kleinen Gemaches. „Das kann ich nicht!“

„Ja, aber — Du armes Hascherl hast doch eigentlich blutwenig Grund zum stolz sein —“ Grete machte bei diesen Worten ein so ehrlichunglückliches Gesicht, daß Jutta, fast gegen ihren Willen, lachen mußte.

„Grete, Grete! Ein liebes, gutes Ding bist Du, aber wenn Du nicht irgendwen bedauern kannst, ist Dir nicht wohl. Daß mir nur den Stolz,“ setzte sie, wieder ernst werdend hinzu. „Ich stehe auf eigenen Füßen und aus eigener Kraft. Keinem bin ich zur Last gefallen — das ist Grund genug zum Stolz. Ihr könnt es Euch ja gar nicht denken, wie übermenschlich ich gekämpft habe, und wie glücklich ich bin, daß es nun endlich so weit ist!“

„Aber freilich können wir es!“ Grete wurde ganz eifrig. „Und wir alle freuen uns mit Dir. Es hat uns gerade genug bekümmert, daß Du, die so verwöhnt war, nun so entbehren mußt. Viel mehr würden wir Dir geholfen haben und gern — aber wirklich, Jutta, Dein Stolz war schuld daran, wenn —“

„Beruhige Dich, Gretel! In diesem Punkte werden wir uns nie einigen, unsere Ansichten gehen da zu weit auseinander. Mein Stolz ist mein alles — ihn kann und soll mir niemand nehmen! Was hätte ich gethan ohne ihn? Daß mir Bergendorf verloren ging und das Vermögen der Eltern, das —“

„Macht nix, gelt Jutterle?“ Ein großes brünettes Mädchen stand lachend zwischen Thür und Angel. „Was nützt mir all mein Geld und Gut, hab' ich nicht frohen Sinn! Ich halt's mit dem frohen Sinn, denn schon als unvernünftiges Baby wurde mir beigebracht, daß man sein Herz nicht an die Schätze hängen soll, die von Rost und Motten gefressen werden.“ Mit einem sanften Ruck war die Thür ins Schloß geflogen und Lene Berg vollends eingetreten. „Na, guten Tag, Ihr!“

Jutta streckte ihr die Hand entgegen. „Das ist lieb von Dir, daß Du heute nochmal kommt.“

„Aber Zutterle, nun, wo Matthäi am letzten ist, werden wir Dich doch nicht allein hier sitzen lassen.“

Lene warf ohne viele Umstände Hut und Handschuhe auf den wurmfischigen altersschwachen Tisch, und dann erhielt Grete Müller einen kameradschaftlichen Klaps auf die Schulter.

„Was hattet Ihr denn für ein philosophisch angehauchtes Gespräch vorhin? Nee, Kinder, Geld macht's gar nicht — Ihr unterhieltet Euch doch vom Mammon, nicht? Die Hauptsache ist: allweil fidel! 's ist ja alles vergänglich — Gutes und Schlimmes. Das ist für schlechte Tage eine tröstliche Aussicht. Na, und schlechte Tage, die hat unser Zutterle nun zur Genüge kennen gelernt. Wollen hoffen, daß sie endlich vorbei sind, nicht Mädels? Herrgott Du —“ Der helle Uebermuth packte sie plötzlich, und so faßte sie Zutta unter und wirbelte so toll mit ihr durchs Zimmer, daß sie die Tischdecke herunterriß, ihren eigenen Hut dabei schief trat und zwei Stühle hinter ihr krachend zu Boden stürzten. „Mädels, Zutterle —“ aufathmend blieb sie stehen, „unbändig freue ich mich mit Dir! Hurra! Ich muß mal schreien, sonst ersticke ich noch daran. Hurra! Aus ist der Winter! Frühling wird's, Frühling!“ Dann stürzte sie ans Klavier, schlug den Deckel zurück und

„Gaudeamus igitur,
Juvenes dum sumus“

Klang es jauchzend durch das sonnendurchfluthete Stübchen. Grete lachte, daß ihr die dicken Thränen an den Wimpern zitterten, aber dann stimmte sie mit ihrem hellen Zwitscherstimmenchen lustig ein in das jubelnde Studentenlied. Auch Zuttas Augen strahlten in froher Jugendlust. Hochaufgerichtet stand sie mitten im Zimmer und steckte die schwarzen Flechten fest, welche sich bei dem tollen Tanze gelöst hatten. Ihre Wangen glühten, und tiefathmend hob sich die junge Brust.

„So, schrumpf!“ Lene drehte sich samt dem wackeligen Sessel, daß es quietschte. „Ich werde meinen Kindern in der nächsten Chorstunde mal ein paar Kommerslieder beibringen. Was sagt Ihr zu dem?“

„Oa, ea geschmauset
Laßt uns nicht rappelköpfig sein,
Wer nicht mit hauset,
Der bleib' daheim!
Edite, bibite, collegiales!
Post multa saecula
Pocula nulla!“

Oder

„Es war einmal ein König —
Der hatt' einen großen —“

Grete hielt der losen Sängerin den Mund zu. „Du, ich zeige Dich morgen beim Schulrath an!“

„Pfui! Und das nennt sich nun Kollegin! Na, Gott schütze mich vor meinen Freunden! Wie weit bist Du denn, Zutterle? Soll ich Dir helfen?“

Mit kritischen Blicken musterte Lene den Korb, in welchem Zutta mit möglichster Raumerparnis viel unterzubringen versuchte. Bei Lenes Frage hob sie das feine Köpfchen.

„Du, Lenerl? Da käme ich wohl vom Regen in die Traufe.“

„Kann schon sein!“ Sie nickte.

„Siehst Du vielleicht meine blaue Bluse?“ Zutta schaute sich suchend um. „Ich könnte sie gut hier ausbreiten.“

„Die blaue? Nee, sehe ich nicht. Kinder, überhaupt eine Ordnung herrscht bei Euch! Uih jeh! Das reine Sodom und Gomorrha! Sitzgelegenheiten sind nicht. Du erlaubst wohl, Zutterle?“

Sie schwang sich vergnügt auf den Tisch und ließ die Beine is bodenlose nichts baumeln.

„Wißt Ihr, eine Sünde ist's, daß wir bei diesem Wetter hier zwischen den vier Pfählen hocken, wie die stumpfsinnigen alten Weiber. Beeile Dich bissel, Schönste!“

„Meinst Du mich?“ Zutta war so beschäftigt, daß sie nicht einmal auffah bei dieser Frage.

„Na, wen denn sonst? Gretel kann doch auf das Prädikat „schön“ keinen Anspruch erheben.“

„Nein, leider. —“ seufzte Grete, „meine Nase —“

„Ist mein allerliebste Kumpelchen,“ vollendete Lene gemüthlich. „Aber tröste Dich nur. Nasen sind in erster Linie Niechorgane, und wenn die Deine diesen Zweck erfüllt, ist alles andere Nebensache. So schön, wie Zutta, unsere Aristokratin, kann eben nicht jede sein. An meiner Wiege haben die Grazien wahrhaftig auch nicht gestanden.“

„Nein, das ist wahr,“ stimmte Grete aufrichtig bei. „Mein Bruder sagt immer —“

„Um Gotteswillen!“ Lene hielt sich entsetzt die Ohren zu.

„Was Dein geehrter Bruder, der Herr Professor in spe — hm — sagt — ist mir ganz egal. Das könntest Du wissen. Brr! Neugierig bin ich übrigens, wie Zutta sich mit dieser wandelnden Siegessäule vertragen wird.“

„D,“ antwortete diese, „ich denke gut. Was Grete von ihm berichtet hat, gefällt mir.“

„Na merci! Es giebt keinen eingebildeteren Menschen als diesen semmelblonden Martin Müller. Wenn ich nur eine Ahnung hätte, warum er die Nase so hoch trägt! Ob's die zwei M. in seinen Namen ihm angethan haben? Nächstens werde ich mich Berta Berg nennen, das ist mindestens eine ebenso feine Alliteration wie Martin Müller.“

Um Zuttas feingehackte Lippen zuckte ein schallhaftes Lächeln. „Dann würde ich Dir besser vorschlagen, Gretes Bruder zu heiraten. Damit erreichst Du denselben Zweck, und Magdalene Müller klingt noch hübscher, als Berta Berg.“

„S gar!“ Mit einem Satz war Lene vom Tisch herunter. „Eher stürzte ich mich in die Elbe, wo sie am tiefsten ist!“

„Nützt Dir nichts, Du Seuchlerin! Du kannst ja schwimmen.“

Zutta schlug, nachdem sie noch prüfend um sich geschaut, ob auch nichts vergessen sei, befriedigt den Kofferdeckel zu. „So, fertig!“

„Wirklich, Zutterle? Also doch? Ich zweifelte schon an dieser Möglichkeit. Aber weißt', nun feiern wir mit Kaffee und Kuchen Deinen Abschied. Die Schulzen kann das mal besorgen.“

„D, Ihr! Fortessen wollt Ihr mich?“

„Fühlst Du Dich nicht sehr geehrt dadurch?“

„Daß ich nicht müßte.“

„Undankbares Geschöpf!“

Als man nun aber Zuttas Faktotum, die Schulzen, flott machen wollte, wie Lene sich ausdrückte, stellte es sich heraus, daß besagte Schulzen von der Bildfläche verschwunden war und die gemeinsame Küche verschlossen hatte. Was nun?

„Na, Kinder, das ist doch einfach. Da wandern wir aus. In der Grundmühle giebt es heut frische Plinzen —“ Da niemand etwas gegen Lenes Vorschlag einzuwenden hatte, so wurde er einstimmig angenommen.

Weich und wonnig wehte die Frühlingluft durch die Straßen und Gassen der alten Stadt. Ein Gäuflein Kinder spielte im Sonnenschein mit bunten Thontugeln, und die ewig hungrigen Spaken zankten sich schreiend um ein paar Semmelbrocken, die im Kaminstein lagen. An den rauchgeschwärzten Schornsteinen glitten kosend goldene Flimmerstrahlen auf und nieder, und zwitschernd kreisten die Schwalben um den leuchtenden Thurmknopf der St. Johanneskirche. Und draußen am Waldbrand,

da blühten die Anemonen und über der stacheligen Weißdornhecke hing es wie zartes Spitzengewebe, und ein Duft war überall — solch ein kräftiger Lenzduft nach frischer Erde und jungem Grün. Und der Himmel, welcher durch die Bäume strahlte, war so wunderbar tiefblau, und der Vögel Lied Klang so jauchzend aus dem Gezweig, und das Herz ging einem auf bei all' der Herrlichkeit. Und Lene sang mit den Vögeln um die Wette, aber nicht aus dem Kommerzbuch, sondern kleine, innige Volkslieder, die Zutta so besonders liebte, und bald fiel auch diese mit ihrer weichen, dunklen Altstimme ein, indes Grete unter den Hecken nach Weilchen herumkroch. Arg zerzaust, aber mit einem ganzen Busch der duftenden Frühlingskinder, kam sie in der Grundmühle an, wo sie die Weilchen, als man plaudernd in der Geißblattlaube beisammen saß, zum zierlichen Kranz flocht, und nicht eher ruhte, bis Zutta den breitrandigen Strohhut abnahm und sie ihr das Gewinde, dessen tiefes Blau wunderbar mit dem röthlich schimmernden Haar kontrastierte, in die Locken drücken durfte.

„Wie schön bist Du!“ Grete klatschte jubelnd in die Hände. „O Du! Viel zu schade bist Du für eine Volksschullehrerin, viel zu schade! Gelt Lene?“

„Du hast ja eine hohe Meinung von unserem Beruf —“

„Ach, Zutta wäre gewiß zehntausendmal lieber was anderes geworden, nicht Zutta?“

„Nein, ich wüßte nicht, was. Als Volksschullehrerin hoffe ich sehr glücklich zu werden.“

„Das glaub' ich Dir, Zutterle,“ sprach Lene voll Ueberzeugung. „Wer so die Kinder liebt und versteht, wie Du! Mein Himmel, man möchte rein selbst noch solch ein erziehungsbedürftiges Pütt sein, bloß um zu Dir in die Schule gehen zu können. Vergöttern werden Dich die Babies in C. Schreib' uns nur mal darüber.“

„Ja, oft mußt Du schreiben, Zutta, und wir werden's auch thun,“ versicherte Grete.

„Ich nicht. Zutterle, mir nimm es nicht übel. Aber weißt, man hat genug mit den Heften zu thun und mit den Tabellen. Das ist eine ewige Schreiberei. Aber wenn ich gerade in Laune bin, kriegst Du, als Entschädigung für geduldiges Warten, gleich eine meterlange Epistel.“

„Wißt Ihr, wir sollten eigentlich heute ein Wiedersehen verabreden, so in zehn Jahren —“

„In zehn Jahren? Du bist verrückt, Gretel! Bis dahin können wir gestorben und verdorben sein. Sonst ist der Gedanke ja vielleicht nicht schlecht“ — überlegte Lene. „Aber kürzen wir die Frist, dann ist die Geschichte auch weniger langweilig. Sagen wir über's Jahr. Was meinst Du, Zutta?“

„Mir ist es recht.“

„Abgemacht. Hoffentlich sitzt nicht gerade eine von uns am Nordpol oder lehrt kleinen Sottentottenbübchen das A B C, oder verheiratet sich inzwischen und wird dann vom Geliebten nicht weggelassen. Kinder, das macht nur bei der Hochzeit gleich kontraktlich aus.“

„Wie? Willst Du am Ende als alte Jungfer sterben, Lene?“

„Das ist der schlimmste Tod noch nicht. Ich komme bis dahin in den Ferien zu Dir, wenn Du den Pfarrer bekommen hast, der Dir seit Uranfang vorschwebt. Da wird's sicher Arbeit für mich geben, denn Pfarrhäuser und Kinderfegen sind dicht beisammen.“

„Und wenn Martin Dich zur Frau möchte?“

„Martin? Gott soll mich schützen! Hoffentlich fällt ihm das niemals ein! Weißt, Gretel, Dich mag ich sehr gern, aber Deinen Martin — nee — mich laßt aus! Mach' nur Du Deinen

Pfarrherrn glücklich! Um mich sorg' Dich nicht. Ich verkrümle mich schon.“

„Ach, aber immer und immer in der Schulstube — bis ans Lebensende — Lene, das hielte ich nicht aus. Ich heirate und Zutta muß es auch thun.“

„Natürlich, die kriegt einen Grafen! Die muß schauderhaft glücklich werden mit dem Mann. Sonst ist's nix.“

Zutta stützte sinnend das Haupt in die Hand. „Ob zum Glück just der Mann nöthig ist?“

Grete bejahte das entschieden.

„Nöthig? Nein —“ erklärte Lene, „aber Du, Zutta, Du darfst nicht so im Schatten verkümmern, in der Tretmühle des Alltags. Du darfst nicht einsam bleiben! Du bist ja viel, viel zu schön dazu!“

„Darum?“ Mit einem bitteren Lächeln schüttelte sie den Kopf. „Ich will nicht darum geheiratet werden, nicht nur um meiner Schönheit willen. Ich hasse die Männer, die in uns nur das Weib sehen, die Mutter ihrer Kinder vielleicht, die gerade gut genug ist, für des Mannes Bequemlichkeit zu sorgen und im höchsten Falle ein Spielzeug für müßige Stunden abgiebt. Ich will des Mannes Kameradin, will seine Gefährtin sein, die neben ihm durchs Leben wandert, theilnimmt an seinem Schaffen, die daheim ist in seiner Seele, wie er in der ihren. Aber noch bringt der Mann uns zu wenig Vertrauen entgegen, er achtet das Weib zu gering, er schaut herab auf dasselbe, weil er es zu wenig kennt, weil er sich auch nicht die Mühe nimmt, es kennen zu lernen, in seiner Seele zu lesen. Der Mann ist zu sehr Egoist. Doch der, den ich wähle, der soll nicht auf mich herabschauen dürfen, ich will nicht unter ihm stehen, sondern auf gleicher Höhe mit ihm —“

Rasch, erregt hatte Zutta gesprochen, und starr vor Staunen waren die Freundinnen ihren Worten gefolgt. Erst als sie tiefaufathmend schwieg, kam wieder Leben in die schier Fassungslosen.

„Das versteh' ich nicht,“ gestand Grete offenherzig. „Ich finde eigentlich, daß Du schrecklich anspruchsvoll bist. Das ist wieder Dein Stolz, das —“

„Schwag' kein Blech, Gretel!“ fuhr Lene dazwischen, die Zuttas Hand ergriff und heftig drückte. „Zutterle, ich versteh' Dich! Ich versteh' Dich so gut! Du bist nicht anspruchsvoll — aber Du bist stolz! Und Du darfst es sein, mein Zutterle, wahrhaftig, Du darfst es sein!“

II.

Wenn man von der Station aus die breite Fahrstraße verfolgt, die sich in zahllosen Windungen zwischen blühenden Wiesen und wogenden Feldern durch eine Ebene zieht, dann zur Rechten abbiegt in die Kastanienallee und nun im Schatten der breitstämmigen Bäume weiterschreitet, so grüßen gar bald aus dem Lindengrün die schlanken, mit Kreuzblumen geschmückten Thürme eines Schloßchens. Hinter dem Parkthor, vor welchem eine steinerne Sphinx lang ausgestreckt im gelben Kies liegt und mit großoffenen Räthselaugen ins Weite starrt, duften die Blumen in verschwenderischer Fülle. Schmetterlinge kommen und wiegen sich in dem Blütenmeer, heimlich flüstert des Springquells silberne Murrelflut, an deren bemoostem Rande ein Nixlein seine Marmorglieder im Sonnenlicht dehnt und sich glänzenden Epheu ins Lockenhaar flücht. Und glänzender Epheu klettert auch am Mauerwerk des Hauses empor, und rothe Rosen schlingen ihr Duftgerank um die hohen Bogenfenster, welche so stolz ihre Grüße hinabsenden in des Tieflands fruchtbare Ebenen, bis zu den fernen Bergen, deren Felsenwände zornig des Stromes schaumgekrönte Wogen peitschen. Das ist Schloß Bergendorf, Zuttas Vaterhaus.

Seit undenklichen Zeiten hatte es den Grafen Hellbrunn zu eigen gehört, bis es unter dem letzten Sproß der Familie, dem leichtlebigen Grafen Bodo, zur Subhaftation gelangte. Mit seiner Frau und einer einzigen Tochter übersiedelte darauf der Heimatlosgewordene nach Berlin, wo die Gräfin, jedenfalls infolge der Aufregungen, plötzlich zu kränkeln begann und nach kurzer Zeit verstarb. Vielleicht trug auch die Luft der Reichshauptstadt, die der zarten Frau wenig zusagte, einen Theil der Schuld, vielleicht auch das Heimweh nach dem geliebten Bergendorf, dessen Verlust sie nie verwinden konnte. Zwei Monate später brachte man der jungen Komtesse den Vater leblos ins Haus. Graf Bodo hatte durch einen Sturz vom Pferde das Genick gebrochen, und der Tod war sofort eingetreten. Ein ebenfalls in Berlin wohnender Bruder der Gräfin nahm die Waise zu sich. Hier lernte Graf Rhaden die schöne Gabriele Hellbrunn kennen, und als er sie vor reichlich zwei Jahrzehnten heimführte, war es Schloß Bergendorf, das er seinem freudig überraschten Weibe als Morgengabe bot.

Und glückliche Tage waren es, die dem jungen Paare auf Bergendorf blühten. Da erwachte in den alten Räumen viel frohes Leben, denn Rhaden liebte die Geselligkeit und sah Gabriele gern als gefeierte Königin der Feste. Das änderte sich aber mit einem Schlage, als Zutta geboren wurde. Sehnsüchtig hatte der Graf sich Nachkommen gewünscht, doch lange war die Ehe kinderlos geblieben, und nun, da das Menschlein in der Wiege schlummerte, das Kind, in dem der Vater zuvor den Gipfelpunkt seines Glückes gesehen, stand er in thränenloser Verzweiflung diesem theuer erkaufte Glück gegenüber, denn des goldblonden Mägdleins Dasein mußte die Mutter mit dem Leben bezahlen. Und von der Stunde an, da Gabriele Rhaden die Augen für immer geschlossen, seit dem Tage, da man sie unter feierlichem Gepränge in der Familiengruft derer von Hellbrunn beigesetzt hatte, war es still geworden auf Bergendorf. Der Glanz, der so oft die stolzen Räume durchflutet und den es nun zum letzten male mit düsterem Brunk entfaltet hatte, schien am Sarg der todtten Herrin erloschen zu sein. Der lebensfrohe Bernhard Rhaden war zu einem menschenscheuen Mann geworden, der ängstlich alle und jede Geselligkeit mied und sich mit seinem Schmerze in die Einsamkeit von Bergendorf vergrub.

Die kleine Zutta aber blühte auf wie ein Nöslein im Haag und ward der schönen Mutter schönes Ebenbild.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Räthsel.

Bilderräthsel.



Geheimschrift.

Newn ie ren uta dens ut deng büt,
Nud run ine nie iz egs al rest bliet:
Erd ut deng riwd rev seg nes,
Asd al rest riwd eg sem nes.

Magisches Zahlenquadrat.

●				●
	●		●	
		●		
	●		●	
●				●

In die 25 Felder dieses Quadrates sind 25 aufeinanderfolgende Zahlen derart einzutragen, daß die Zahlen einer durch schwarze Felder bezeichneten Querreihe in gleichen Abständen aufeinander folgen und daß die Summe jeder waagrechten, jeder senkrechten und jeder der beiden Querreihen 130 beträgt.

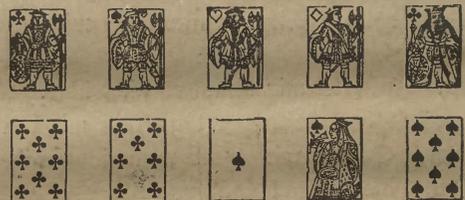
Rösselsprung.

		des	jagt	sie	auf		
	er	nem	ge	ßer	wie	bahn	
raum	mes	wie	an	doch	zeigt	grö	und
er	klei	nur	se	viel	bern	ße	doch
ner	ge	stil	der	zei	ber	nach	lein
ne	stet	uhr	mach	le	stünd	auch	gro
	dei	ihm	ein	wie	ger	an	
		ha	auf	folgt	nur		

Skataufgabe.

(a b c d die vier Farben; A K; K König; D Dame, Ober; B Bube, Wenzel, Unter; V M H die drei Spieler).

M, der Spieler in Mittelhand, verliert a-Handspiel auf folgende Karte:



Im Skat lagen a10, 9. — V spielt c an. — V und H haben gleich viel Augen in der Karte. Wie saßen die Karten? Wie ging das Spiel?

Auflösung des Bilderräthfels.

Wahrer Adel beruht auf Seelengröße.

Auflösung des Anagramms.

Lampe — Ampel.

Auflösung des Silberräthfels.

Liebesmahl, Eretria, Scirocco, Salmiak, Indigo, Niello, Garnison.

Auflösung der Geheimschrift.

Ergründe, erprobe, ergreife das Glück,
Entflohen, entflohen —

Kommt's nimmer zurück. (WBrandt.)

Auflösung der Schachaufgabe.

(Zweizüger von F. Beckers.)

W. Ke7; Lc1, Sd6, Tf4, Bc4, d5, e2, f2. —

Schw. Ke5, Sg5, Bc5, d7, e6, g6.

1. Tf4—d4, beliebig; 2. Vierfach Matt.

Richtige Lösungen gingen ein von: Walter und Frieda Hagedorn, August Schwantes, Ignaz Gröger, Willi und Ernst Becker, Lotte Wikarhuz, Richard Stengel, Emil Kronheim, Walter Rabdaz, Erich Friedländer, Bromberg.